

# Die Neue Welt

Nr. 2

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## • • • Am Wege sterben. • • •

Roman von F. F. David.

(Fortsetzung.)

So kam Stara nach einer langen Pause zu seinem ersten rechtshaffenen Erwerb. Er verhielt sich, gewizigt durch seine Erfahrung bei seiner Wittwe, klug, sogar sehr klug, und auch dann, nachdem die Frau das Zeitliche gesegnet, und eine weiland Geliebte in aller Form als Herrin eingesezt worden war. Er ließ das Vergangene begraben sein, und sie dankte es ihm in mancher Art. Was man von ihm forderte, das leistete er reichlich; besonders Klavier, auf das der Alte als ein wesentliches Mittel zum Weiterkommen großes Gewicht legte, lernten seine Schüler gründlich bei ihm. Der Hausherr selber aber ertheilte dem jungen Lehrer manchen weisen Rath für seine künftige Laufbahn. „Nur langsam, Herr Stara! Und sitzen bleiben, wo man sitzt. Denn, wissen Sie, Landsmann — wenn man nur sein Brot hat! Wie das Brot wird, das ist dem seine Sache, der es hat. Zum Beispiel ich. Meinen Sie, Landsmann, man kommt von dem bißel Gehalt leben, wie man lebt?“

Der Ruf von dem musikalischen Wunder, das beim Portier unterrichtete, erfüllte bald das ganze Haus. Er slog beschwingt zunächst in's vierte Stockwerk zu den kleinen Beamten, ließ sich dann nieder in den prunkvollen Bureau der Hofräthe und kam selbst Herrn v. Malloiban, dem Studentenfreund, zu Ohren. An dem Tage, an welchem Herr Stara gefragt wurde, ob er in diesem Hause thätig sein wollte, stockte sein Herzschlag. Nun also — er war wieder im Steigen! Und sein Gönner neigte sich zu ihm: „Klug sein, mein Söhnchen, klug sein und langsam sein; man läuft nicht bergauf!“

Dieser ganz glückliche Umschwung in seinen Verhältnissen aber war fast mit dem Tage eingetreten, da er von seinem ersten Stundengeld das Zimmer bei der Wittwe Weil gemiethet. Darum klammerte er sich an die Wohnung, an die ihn nebenbei noch ein dunkler Grund festhielt. Dunkel in dem Sinne, wie in uns Manches ist, was uns treibt und beunruhigt, ohne daß wir sagen könnten, in welcher Richtung oder gar welchem Ende zu.

3.

Auch war es in vieler Hinsicht ein angenehmes Wohnen bei Frau Weil. Sie hielt auf Sauberkeit, sah nichts, was man nicht sehen sollte, und war nicht aufdringlich bei aller Aufmerksamkeit. Ja, sie war den jungen Herren gegenüber bei aller persönlichen Strenge sogar duldend.

Im Hause, darin sie nun so lange schon wohnte, wohnte man sie ganz gut leiden. Ein Jeder kannte sie und vertrat sich gerne und duldend mit ihr. Sie nannte sich Wittwe. Das wußte die Hausmeisterin besser. Des Mannes, mit dem sie zuletzt

hier gehaust, Weiß war sie nicht gewesen, so wenig als die kleine Nesti sein Kind war. Sie hatte das Laute, Reiche, das man an den Wienerinnen so gerne lobt. Nur war sie spitz von Gestalt und spitz von Wesen. Sie plagte sich sehr. Ihre ganze Habe umfaßte die eine ängstlich gut gehaltene Stube mit vortrefflichem Bett — ihr Mann, oder der dafür gegolten, war Tapezierer gewesen. Die vermietete sie und das deckte den Zins. Um jedes Stild der Einrichtung litt sie ewige Knechten. Denn nachschaffen, wenn etwas zu Grunde ging, hätte man nichts mehr können. Ihre Sachen aber verkaufen und sich selber wo eine Stube mieten? Das gab's nicht. Das wäre der Verzicht auf den letzten Rest ihrer sozialen Position als „eigene Frau“ gewesen. Sie selber hatte in der Küche einen grünen, groben, baumwollenen Vorhang aufgemacht. Dahinter stand das Bett, war ihr eigenes Gebiet. Denn sie hielt auf Ordnung und Schicklichkeit und war eine ganz annehmbare Person gewesen, eh' sie Sorgen und Entbehrung ausgedrückt hatten. Wie ein Stück Backofen zusammengeschrumpft vor der Gluth. Das kleine eiserne Ofchen aber wurde nur geheizt, wenn es schon sehr grimmig kalt war, und gekocht wurde niemals. Das trägt's nämlich nicht, so unablässig sie sich abmarterte. Da galt's die grobe Arbeit versehen, für welche die kleine Nesti noch zu schwach war; alsdann setzte sie sich, einigermaßen hergerichtet, denn sie hielt immer noch was auf sich und konnte niemals eine gewisse Gefallsucht verleugnen, zu ihrer eigentlichen Arbeit. Den ganzen Tag bis in die erste Nacht — bei Licht lohnte sich's nämlich nicht mehr — saß sie über ihrem mächtigen Rahmen und zog Faden um Faden. Sie nähte Handschuhe aus. Das ist leicht erlernbar, also mühselig und schlecht bezahlt. Und wenn ihr etwas mißrieth, so fraß der Schaden den Verdienst eines ganzen Tages. Dann brach ihre ganze Leidenschaftlichkeit durch. Dann jammerte, kreischte, schlug sie sich und verwünschte ingrinnig und in den schlimmsten Worten ihr ganzes Leben. In solchen Augenblicken, mit dem zerrauten schwarzen Haar und den eingefallenen, glühenden Wangen, glich sie völlig einer Geistesgestörten. Als bald bezwang sie sich wieder. Denn sie mußte den Zeitverlust einbringen, und so saß sie denn wieder mit verzogenem Gesicht, schlang ihre Fäden, schluckte die aufsteigenden Thränen, damit ja kein Tropfen auf das sehr heiße Leder falle, und versuchte dabei sich, Gott und die Welt weiter und maß die kleine Nesti mit den giftigsten Blicken. Oftmals hatte sie in der Brust die schlimmsten Schmerzen und war so schwach, denn man aß in einer müßigen Stunde, was dann nur die wenigsten Kreuzer im nahen Gasthause des Herrn Clemens Deym zu haben

war. Die kleine Nesti wurde darum geschickt, denn sie bekam in der Küche mehr, weil sich Herr Deym als vorsichtiger Mann mit hübschen und armen Mädchen gerne verhielt. Dies that er ganz ohne persönlichen Hintergedanken.

Sehr nahrhaft war das freilich nicht, was er hergab. Und das ewige Stundengeld dazu! Es gab Tage, an denen die Frau aussah, als habe sie keinen Tropfen lebendiges Blut in sich. Denn dieses Geschäft ist im Grunde ein Saisongeschäft und kennt also seine sehr ausgiebigen Störungen. Dann galt's hungern, wenn nicht zufällig beim Nachbarn, bei Herrn Wenzel Wondra, bessere Zeiten waren, so daß er über einige Tage ausshelfen konnte. Ein andermal, wenn etwas mehr verdient wurde und sich ihr natürlicher Frohsinn regte, so sah sie ganz hübsch aus. Denn sie wußte sich mit Geschmac zu kleiden und hielt sich gut.

Eines nur verargte man ihr allgemein und selbst bei ihren nächsten Freunden. Dies war ihr Benehmen gegen ihr eluzig Kind, die kleine Nesti.

Man ist in diesen Kreisen allerdings gewöhnt, jede Ungunst des Geschickes die Kinder mitzufühlen, wo nicht gar entgelten zu lassen. Es ist das eine Aeußerung jener gelassenen Rohheit, welche nicht einzusehen vermag, warum einem Anderen denn etwas von Dem erspart bleiben solle, was man selber ausfreissen muß. Aber man hätschelt sie, man überschüttet sie an guten Tagen dafür auch mit Bärtlichkeiten. Das nun gab's bei Anisia Weil nicht. Die Stunden mochten wechseln wie sie wollten, für die kleine Nesti gingen sie immer schlimmer. „Ich weiß warum. Macht's was Ihr wollt. Ich verziehe die Meinige einmal in Ewigkeit nicht.“

Und dennoch mühte sich das Kind fast über seine Kräfte. Verängstigt, schrak es zusammen, wenn es nur die Stimme der Mutter hörte, die niemals so schrillte, als im Rufe: „Nesti!“ Der Kleinen allein war die Bedienung des Zimmerherrn überlassen. So sah sie in jungen Jahren Vieles, was ihr besser verborgen geblieben wäre. Was einer Anderen Reinheit vielleicht untergraben hätte, das erhöhte die ihre. Ein tiefer Ekel vor allem Gemeinen erwuchs in ihr und mit ihr. Sie fand keinen Geschmac an Dem, was von einer Studentinwirthschaft nun einmal unzertrennlich erscheint, so oft ihr die Mutter auch eindringlich genug verwies, sie hätte kein Recht, gar so heikel zu sein. Nur grüblerisch und innerlich wehrlos wurde sie so.

Dabei war sie gar hübsch und anmuthig, zierlich und feingliedrig und behend, mit einem hübschen Apfelgesichtchen, das langsam schmaler zu werden begann, mit munteren und vergnüglichen Augen, die besonders dann recht schelmisch glänzten, wenn sie



durch eine Weile ungeplagt und für sich allein war oder am Bettchen ihres einzigen Freundes und Gespielen, des kranken Sohnes ihres Nachbarn Wondra, lag. Der Junge war gelähmt. Alle Welt hatte die kleine Nesi lieb. Selbst in der Schule bevorzugte man sie, ob zwar sie nicht eben den hellsten Stoff hatte und überdies vor lauter Laufereien und Besorgungen nicht recht zum Lernen kam. Vom Zimmerherrn aber ließ sie sich nur einmal nicht helfen, so oft er sich dazu erboten hatte. Man war ihr gegenüber nachsichtig. Der kleine Wondra aber hing ausnehmend an ihr. Er war um Jahre älter als sie, aber unentwickelt und völlig hilflos. Sie vermittelte ihm, dessen Tage gezählt waren, den Blick in die Welt, von der er niemals mehr sehen sollte, als den nun winterlich fahlen und auch im Sommer nicht eben übermüthig grünen Baum durch die Gitterstäbe des Ganges vor seinem Fenster. Ihn klagte sie ihre gewöhnten und also rasch verfliegenden Leiden. Sie tröstete ihn, wenn die Schmerzen in seinem gebrechlichen Rücken zu unerträglich gar wurden. Fast konnte der Knabe nicht einschlafen, ohne vorher die kleine Nesi umhast zu haben. Sie mußte ihn dabei zur Höhe heben und manchmal überließ es sie dabei fröhlich, wenn er die langen, so schrecklich mageren und kalten Spinnenarme um ihren warmen und jungen Nacken schlang, bis das fahlblonde und ihr braunes Köpfchen in einer Höhe waren. Einmal sah sie so Simon Siebenschein, der Mediziner, der Mithras Wondra's. Der schroffe und schweigende Mensch blieb stehen, bis die Kinder einander auf's Haar geküßt. Dem einen Kuß in's Gesicht litt die kleine Nesi niemals durch die Jahre ihres kurzen Lebens.

Der alte Wondra sah diese Freundschaft gerne. Denn er war ein Philosoph und seines bürgerlichen Berufes ein Meerschampeisenbrecher. Einmal ein hochangehendes und ein nachsichtiges Gewerbe in dieser Stadt. Dies goldene Alter aber hatte er nicht mehr miterlebt. Er kam in jene schlimme Periode, da die Zigarren und endlich gar die erbärmliche Zigarette aus der Welt verschwanden. Eine, vielleicht den schönsten Schwammschnitt, den er jemals geschnitten, tadelloß gepflegt und angeraucht, behielt er für sich. Sie war ihm eine kostbare Erinnerung schöner Tage, deren Wiederkehr er insgeheim wohl noch ersehnte, kaum mehr hoffte.

Seine Frau war ihm frühe genannt worden. Wieder zu heirathen konnte er sich bei den elenden Verhältnissen und aus Rücksicht auf damals sein schon stehendes Kind nicht entschließen, obwohl er gerne mit dem Gedanken daran spielte und versängliche Auserwählungen that. Und weil auch er seine Stelle einem Studenten, damals eben Simon Siebenschein, vermiethet hatte, den Kranken pflegen mußte und sein Handwerk so viel freie Zeit ließ, so hatte er sich in aller weiblichen Handlung eine erhabene Fertigkeit erworben. Nebenher, als ein anerkannter Kopf, trieb er alle möglichen Handarbeiten und brachte sich so immer leidlich durch.

Er war ein hagerer, jähwüthiger Mensch mit einer sehr schwachen Stimme. Sie klang durch das ganze Pfaffenmännchen ganz unklar. Er mußte mehr nachhaken und auf den Reim sein, als ihm eigentlich gut that, der es „auf der Brust hatte“. In den Augenblicken sah er am Rande des kleinen Pforten und hörte den ja, was er sich in der endlosen Reihe jenes Altkindes angedacht. „So ein Kopf“, dachte er, „wäre das nur gesund werden wollt!“ Er mußte wohl, wie vergeblich der Wunsch war. Alsdann konnte er mit dem Knaben gemeinsame Aufstellungen. Denn erst wirklich bessere Zeiten kamen.

Der wurde den Jungen jählich so weit hergeholt, daß man mindestens in's Freie konnte. Und der Vater wurde dann einem Regen mit guten Fiebern krank. Und Sonntag für Sonntag mußte sein Peterl in's Bett. „Die Nesi auch?“ Ja, die Nesi auch. Die wurde mitgeschleppt, aber, wenn sie müde wäre, schlief sie ein. „Und was?“ Ja die Wälder. Auf den Aufbruch. Dort mit Regel Wondra wurde allein und später mit seiner jungen Frau, die so viel besser war und es war mit die Knaben geküßt hat, niemals gesehen.

Einmal hatten sie sich sogar zusammen photographiren lassen. Sie lehnte an einem unförmigen Ding, das eine Berglokomotive vorstellen sollte, hielt einen mächtigen Buschen Gelbblumen in der Rechten und mit der Linken den Arm ihres Vaters. Beide waren sehr schwarz gerathen. Er, sonntäglich dunkel angethan, glück einem Neger, der einer Mulattin zärtlich zulächelt, aber der Knabe hielt dieses Bild dennoch innig in seinen wachsernen Händchen. Ein Jahrzehnte der Herrlichkeiten war es ihm, davon der Vater berichtete: des ragenden und beherrschenden Hotelbaues, der weiten Ferne über die weiße, gethürmte Stadt, den flirrenden Strom, weit über die gedehnte Ebene, bis sich weit, ganz weit kleine Hügel rund und schön geschwungen dem sonnenlich hellen Himmel entgegen hoben; der Buschenschäften voll Musik und Jubel unter grünen und flatternden Buchenschatten. So sah's der kleine Wondra vor sich mit einer Sehnsucht, die ihm die müde Seele schneller flattern ließ und seinen Athem spornete. Nur wenn er dann mit zitterndem Stimmchen fragte: „Wann zum ersten Male, Vater, wann?“ so brach der ab. Verstummt in seinem Schmerz und schlich sich über eine Weile zu Frau Weil. Dort, recht zwei Häufchen Gland, setzten sie sich zusammen. Wobon sie sprachen? Nicht gar viel und dann von den schlechten Zeiten und wie man Gott loben müsse, daß man mindestens brave Zimmerherren und sonst keine Sorge um den Zins habe. Er sah ihr ganz gerne zu, wenn sie arbeitete, und lobte ihre geschickten Hände und wie hübsch die seien, trotz der vielen Arbeit, die sie verrichteten. Sie hörte das vergnügt und neigte sich dann tiefer über den Knaben, denn ihr lag dann etwas Noth in die Wangen, färbte sie, und ihr Hals war noch voll und jugendlich. Dazu paßte er und entwickelte stotternd und nachlässig seine Weltanschauung, nach der aller Niedergang Wiens mit dem seines Handwerkes untrennbar zusammen hing. Seiner Meinung nach hatte es niemals auf der Welt etwas Schöneres gegeben, als vor dem, wenn eine Gesellschaft ehrbarer Bürger noch, so gar bestandener Hausherren einträchtig und

hemdärmlich um den Tisch ihres Stammgasthauses sich geschaart hatte, jeder seine „Mischamerne“ im Mund. Schwierig, denn man konnte nicht viel sprechen, weil sonst die Pfeife ausgegangen wäre. Da überlegte man sich wohl, was man sprach. Und dennoch gefällig. Vor Jedem stand der Tabaksbentel mit der eigenen, sorgsam erwogenen Mischung: man schob sich ihn gegenseitig zu und versuchte davon. Die Frauen konnten mitgenommen werden an heiligen Zeiten, fänden, ihre Kunst erweisen und hatten keine Zeit zu schlechten Gedanken. Eine Nothheit, wie sie neuerdings so häufig angeeignet ward, blieb undenkbar; man durfte nicht einmal auf den Tisch schlagen, weil das kostbare Stück sonst Schaden genommen hätte. Man war gastlich und gemüthlich mit so geringen Kosten! Und noch zu Hause hatte man seinen Spaß mit Pugen und in Ordnung halten und langweilte sich nicht so sträflich, daß man keinen Augenblick daheim Ruhe hatte. Und die Ersparniß gegen nun! Die verdammten Papierknitzeln! Wer müßt auf so was Acht geben? Oder können Sie sich denken, daß man sie gar in einen Kasten thut und sammelt und betrent? Ja damit — mir graut's, wenn man nur daran denkt, und wie nothig, daß sie nur anschaun! Ein Zigarren! hinein, ausrauchen und auf den Mist damit. Und überhaupt die Zigarren! Was sie da im Jahre mehr verranzen ihm, damit — die ganze Wienerstadt kommt man laufen dafür. Natürlich haben sie dann niemals ein Geld übrig für was Anderes, und Alles verelendet und geht zu Grunde! Frau Weil kannte die Klamei auswendig und dachte inzwischen an ganz Anderes, und das sie näher anging. Sie nickte aber immer verständnislos. Und inzwischen staken die Kinder zusammen: und im und vor dem Gitterbettchen des Kranken flatterte manchmal ein helles und fröhliches Geschick auf.

Eine Zeit, und zwar ziemlich lange, hatte Frau Weil geschloß, der Nachbar werde um sie anhalten. Ganz ruhig hatte sie diesen Gedanken immer noch nicht, von dessen Verwirklichung sie sich im Geheimen wieder jähzte. Weil dann zu Tage kommen mußte,

daß sie Ring und Frauentitel zu Unrecht trug, daß die kleine Nesi keinen Vater hatte. Sonst, so die Verbindung ja manchen Vortheil in Aussicht. Eine größere Wohnung kostete immer noch weniger als zwei kleinere von der Art, wie es die ihrigen waren. Man konnte sich dabei leicht ein behagliches Unterkommen herauschlagen, als die Nische, die in Jedes beherbergte, konnte, gemeinsam arbeitend, zu etwas bringen. Nur freilich — der Nabe war im Wege. Den pflegen und so viel Zeit damit verbringen! Auch Wondra beschäftigten ähnliche Überlegungen. Zu einem Entschlusse aber kam er nicht. Denn im Grunde seines Herzens fürchtete er die Festigkeit gegen sein armes Kind, das so ganz weislos war und an dem er so hing. Zu oft hatte die Ausbrüche ihres Zornes und ihrer unbarmhizigen Feindseligkeit gegen ihr eigen Blut, gegen die kleine Nesi, beobachtet und ehrlich mißbilligt, ob sie dämmen zu können, ohne die Quelle zu ahnen, aus der sie ursprünglich, unbändig und gewalt hervorbrachen.

Er mißtraute ihrem Erziehungsgrundsatz: Kinder dürfen nicht in Baumwolle gewickelt werden. Schupft man sie zu Hause, so wissen's, daß sie der Welt noch viel mehr geschupft werden, und wundern sich nicht darüber. Darüber ließ sich streiten, wer strift nicht. Aber er wußte nicht, daß es Leben der Frau Weil keine Enttäuschung gab, welcher nicht die kleine Nesi schuld war. Von jenem ersten ab, da sich das junge Mädchen von dem verlassen sah, dem es sich hingeeben hatte, mehr nicht. Wie es in seiner Dummheit meinte, ein unverbrüchliches Recht an ihn zu haben, denn aus Reizung unter bitteren Vorwürfen der Eltern, die sie für „was Besseres bestimmt hatten“, war das kleine Geschöpf erwartet worden. Mit seinem Kommen hatte sie jeden Traum einer besseren Zukunft begraben müssen, auf den sie kraft ihrer Schönsinn und Munterkeit ein Unrecht zu haben geglaubt.

Sie war allein, bald nach der Geburt der kleinen Nesi. So schleppte sie sich mit dem Balg, tausendfach selbst im Erwerbe gehemmt. Und nur die eine Hoffnung hatte sie, die sie sich freilich selber verhehlte: Vielleicht starb das Kind. Es waren so kümmerliche Verhältnisse, durch die man quälte und das Geschöpfchen war so schwächlich! Demnach wartete sie feiner, so lange es klein war, nach ihm besten Mitteln und mit aller Hingebung — und gedieh.

Dann, nicht mehr in ihrer ersten Blüthe schon vergreut, so jung sie eigentlich noch war, hatte sie sich mit einem Manne zusammen gethan. Sie war grundgut, fleißig und ordentlich, und sie ihm dankbar an, freilich auch mit jener ewigen Sorge die ähnlichen Verhältnissen als Stachel, wie die schärfste Wunde beigegeben ist. Sie vertrugen sich vortrefflich, sie kamen vorwärts, und dennoch, ohne daß sie etwas dafür konnte, führte sie jede Verstimmung in seinem Wesen auf dies Kind, auf diesen Zeug einer schmachvollen Vergangenheit zurück, unterdrückte ihm in ihrer Pein Erbsgriffe, die er kaum kannte. Er selber aber hatte die kleine Nesi, von ihrer Muth und Liebeshörigkeit, ihrem stillen nachdenklichen Wesen gefangen, sehr lieb. Die Mutter nicht. Sie mißgönnte ihr jede Zärtlichkeit. Und als sie starb, ohne ihr diesen heißesten Wunsch ihrer Seele nach dem Frauennamen erfüllt zu haben, ihr jenen Verwandten nach ihrem Rechte wegnahmen, was doch gemeinsam erarbeitet hatten, als ihr so wenig dessen blieb, was sie ganz als ihr Eigenthum betrachtete, daß sich ein immer härterer Groll gegen das Kind in ihrer Seele. Sie schlug es ganz unmerklich, da es um den Pflegevater weinte, schlug desto heftiger, weil sie sich vor ihm so lange zu zwingen, so lange die Sanftmüthige hatte spielen müssen. Die hatte nicht zu heulen, die! Ohne den Balg hätte er sicher nicht gezögert, bis es zu ihm war. Das Balg! Sie hieß es garricht mehr andern und empfand dabei klar, daß die härteste Gasse die Beschimpfung ihr selber galt. Und jetzt — wo der Nachbar wieder zu keinem Entschlusse kam, war nichts schuld daran, als der Bankrott, dies glück ihres ganzen Lebens. (Fortsetzung folgt.)



## Bab und der Babismus.

Von H. Demmer.

(Fortsetzung.)

Neben Mollah Hussein erschien in der Zeit von Bab's Gefangenschaft als bedeutender Vorkämpfer seiner Sache Hadshi Mohammed Ali aus Bafsurusch, der Hauptstadt der Provinz Masenderan an der Südküste des Kaspischen Meeres, und endlich trat dann auch öffentlich für den Babismus erfolgreich in die Schranken eine Frau von außerordentlicher Begabung — eine unter orientalischen Verhältnissen so ungewöhnliche Erscheinung, daß man dabei wohl einen Augenblick verweilen darf. Zerrintabich, Goldkrone, wie sie mit ihrem ursprünglichen Namen hieß, gehörte einer vornehmen Familie der Stadt Kaswin (nordwestlich von Teheran) an und war nach kurzer Ehe verwitwet. Sie wurde mit den Grundsätzen Bab's bekannt und bald dafür begeistert, zumal für den Theil seiner Lehre, der auf soziale Gleichstellung der Frau mit dem Manne abzielte. Zuni aufrichtigen Entsetzen aller Rechtgläubigen begann sie in ihrer Vaterstadt öffentlich und noch dazu ohne Schleiern zu predigen, mit Enthufiasmus und großer Redegabe für den Babismus zu wirken. Ihr Onkel, ein hochgestellter Beamter, war hierüber so aufgebracht, daß er Bab öffentlich verfluchte, was ihm den Tod von der Hand eines fanatischen Babi zuzog. Obwohl Zerrintabich, oder wie sie seit ihrem öffentlichen Auftreten wegen ihrer großen Schönheit bald allgemein genannt wurde, Kurratulain, Augenentzündungen, an diesem Verbrechen gänzlich unschuldig war, sah sie sich doch gezwungen, Kaswin zu verlassen; überall unter großem Zulauf predigend, gelangte sie nach Teheran und von da im Laufe des Jahres 1848 nach der Provinz Chorasan im Osten des Reiches, wo sich ein gewaltthamer Ausbruch von Seiten der Babis vorbereitete. Während Hadshi Mohammed Ali in seiner Heimath Masenderan zahlreiche Anhänger warb, war Mollah Hussein in Isfahan, Kaschan und der Hauptstadt Teheran thätig gewesen, die Massen zu gewinnen, und hatte sich, aus dieser letzteren Stadt unter Androhung der Todesstrafe verwiesen, nach Chorasan begeben, wo er in Orten wie Nischapur, Meshed und anderen ein um so günstigeres Agitationsfeld fand, als hier von jeher die Neigung zu revolutionären Bewegungen größer war, als irgendwo sonst, außer der Provinz Masenderan. Er glaubte den Augenblick gekommen, mit gewaffneter Hand den Sieg des Babismus, den Sturz der Kadsharen, ihres Beamtenhums und der herrschenden Geistlichkeit herbeizuführen. Zahlreiche, zum guten Theil mit Gewehren ausgerüstete Schaaren sammelten sich um ihn, und obwohl er zeitweilig von den erbitterten Mollahs von Meshed gefangen gehalten wurde, gelang es ihm, bei Gelegenheit eines Soldatenaufstandes zu entkommen. Während er sich in der Stadt Schahrud mit Plänen eines angriffsweisen Vordringens in die Westprovinzen trug, verbreitete sich plötzlich die Kunde vom Ableben des Königs Mohammed (gestorben 5. Oktober 1848).

Das war ein geradezu unberechenbar günstiges Ereigniß für die Babis. Denn, wie allemal in Persien, bedeutete der Uebergang der Regierung auf den Thronfolger Nasreddin eine Periode völliger Anarchie. In diesem Unsterntaat hatte nun, nach guter, alter Sitte, Alles, was Einfluß und Macht besaß, Statthalter, höhere Beamte, Landadlige, nichts Eiligeres zu thun, als sich spornstreichs nach Teheran zu verfügen, um sich in seinen Rechten und seinem Besitz zu sichern, unbekümmert darum, ob in den Provinzen mittlerweile Alles drunter und drüber geht. Diese günstige Lage der Dinge gedachte Mollah Hussein auszunutzen und ging also mit seinen Getreuen kurz entschlossen gegen die Provinz Masenderan vor, die sich mit ihren ausgedehnten Waldungen und ihren Hochgebirgen vortreflich dazu eignete, ein militärischer Stützpunkt der Bewegung zu werden. An der Grenze von Masenderan stießen zu ihm Hadshi Mohammed Ali aus Bafsurusch und Kurratulain mit ihren Schaaren. Die Letztere hielt eine begeisterte Ansprache an das todesmuthige

Häuflein, das sie aufforderte, sich dem Dienst ihres Gottes mit Leib und Seele zu widmen; den Sieg des Babismus und damit die Unterwerfung aller Reiche unter Bab's Oberherrlichkeit stellte sie in nahe Aussicht, ermahnte die treuen Truppen, nur nach dem Befehl, das Gott selbst Jedem in's Herz geschrieben, zu leben, als Brüder Alles untereinander zu theilen und fest verbunden auszuharren in Noth und Tod. Die zündende Wirkung ihrer Worte auf die leicht beweglichen Perser war so groß, daß selbst die bloß aus Neugierde Herzugelaufenen in Thränen ausbrachen und sich unter die Fahnen der Babis stellten. Während Kurratulain zur Fortsetzung ihrer Agitation sich in's Innere von Masenderan begab, marschirten Mollah Hussein und Hadshi Mohammed Ali gegen Bafsurusch. Ein Handstreich auf diese Stadt wurde freilich abgewehrt. Aber in dem Waldgebirge der Nachbarschaft setzten sich die Babis, zehntausend Mann stark, fest und hatten, bis die neue Regierung des Schah Nasreddin sich so weit eingerichtet hatte, um an Maßregeln gegen die Revolutionäre denken zu können, genügend Zeit gehabt, um den berühmten Wallfahrtsort des Scheich Tabarzi in einen nach persischen Begriffen außerordentlich festen Waffenplatz umzuschaffen, in dem man allen Angriffen siegreich die Spitze bieten zu können hoffte. Die Disziplin, die Mollah Hussein, der Oberbefehlshaber, in seinem kleinen Heer einführte, war sehr streng; wer im Kampf fiel, dem wurde die Auferstehung nach vierzig Tagen in verklärter Gestalt versprochen, und denen, die den Sieg erlebten, nicht allein die ewige Seligkeit, sondern auch reichlicher irdischer Gewinn. So fanden sich die Abhigen von Masenderan, als sie im Dezember 1848 mit ihren Aufgeboten gegen die Feste vorgingen, ohne reguläre Truppen abzuwarten, einer vorzüglichen, zum Ueberfließen entzückenden Truppe gegenüber, aufstätt, wie sie vermeint hatten, einem zusammengekauften Haufen, über den zu siegen ein Kinderspiel sei. Das Ergebnis war, daß ihre siebenhundertfünfzig Freiwilligen von den Babis bis auf den letzten Mann zusammengehauen wurden. Man merkte man in Teheran, daß die Sache ernst sei, daß der Verlust der Provinz Masenderan, wenn nicht mehr, auf dem Spiele stehe. Und in der That, wenn auf Seiten der Babis im ganzen Reiche eine einheitliche Leitung vorhanden gewesen wäre, die nun allenthalben losgeschlagen hätte, anstatt daß nachher die Aufstände vereinzelt kamen, so hätte das Jahr 1849 vielleicht den Sturz der Kadsharen, das Ende der priestertlichen und despotischen Mißwirtschaft, den Sieg des Babismus gesehen. Der Prinz Mahdi Kuli Mirza erhielt den Auftrag, mit einem starken Aufgebot regulärer Truppen die Babis in Masenderan niederzuwerfen. Nachdem er eine isolirte Erhebung in Merveidschan erstickt hatte, näherte sich der Prinz Ende Dezember 1848 dem Kastell von Scheich Tabarzi. Beim Aufstieg durch das Hochgebirge waren die Truppen des Prinzen, der mit vollendetster Sorglosigkeit zu Werke ging, durch einen Schneesturm vollständig auseinander gerathen. Mollah Hussein, dem die Lage der Regierungstruppen kein Geheimniß war, faßte einen kühnen Plan. Mit dreihundert Mann gelang es ihm, auf verborgenen Pfaden dem Feind in den Rücken zu fallen.

Die Babis wurden, da sie sich für Zuzug des Gouverneurs von Laredschan ausgaben, bei der herrschenden Nacht von den weiter rückwärts stehenden Truppen durchgelassen, und so gelang es ihnen, das Hauptlager ihrer Feinde, sowie das Haus, in dem der Prinz sein Quartier aufgeschlagen hatte, zu umstellen und in Brand zu stecken. Ein furchtbares Gemetzel entstand nun, dem der Prinz mit knapper Noth entkam, während mehrere andere Mitglieder des königlichen Hauses in dem brennenden Lager ihr Ende fanden. Die Trümmer des Heeres eilten in wilder Flucht von dannen. Nicht viel besser erging es dem Statthalter von Laredschan Abbas Kuli Chan, der im Februar 1849, um den Ruhm des Sieges nicht mit dem Prinzen Mahdi theilen zu müssen, allein vor Scheich Tabarzi sich einfand und es nicht einmal für nöthig hielt, Verschanzungen herzustellen, was dazu führte, daß die Babis ihm in einem nächtlichen Ausfall am 16. Februar eine schwere Nieder-

lage beibrachten, die ihnen selbst freilich ihren bewährten Führer Mollah Hussein kostete; Hadshi Mohammed Ali wurde sein Nachfolger. Prinz Mahdi stellte sich nun auch wieder ein, und die beiden Strategen zusammen schlossen, um sicher zu gehen, die Feste der Babis ihrerseits mit einem System von Befestigungen ein. Sie hatten den Babis durch eine fortgesetzte Beschießung schon schwer zugesetzt, als ein nochmaliger Ausfall der Belagerten den größten Theil ihrer Mithie wieder zu nichte machte. Die Lage nahm erst ein anderes Gesicht an, als die Regierung, der Noth gehorchend, dem unfähigen Prinzen Mahdi den thatkräftigen Suleyman Chan mit beträchtlichen Verstärkungen zur Seite setzte. Unter seiner Leitung wurde den Babis durch einen Sturmangriff wichtiges Terrain abgenommen, ein erneuter Ausfall der Belagerten abgeschlagen, und man verlegte sich dann, da man durch Ueberläufer erfahren hatte, die Babis seien vom Hunger auf's Aeußerste bebrängt, auf geduldiges Warten. Schließlich verfielen den heldenmüthigen Babis, die bis auf 240 Mann zusammengeschmolzen waren, die Kräfte, und Hadshi Mohammed Ali sah sich zu Unterhandlungen gezwungen. Prinz Mahdi ging bereitwilligst auf seine Vorschläge ein und verpflichtete sich feierlich, den Babis freien Abzug zu gewähren; nach Niederlegung der Waffen sollten sie sich zerstreuen. Kaum aber hatten die Helden von Scheich Tabarzi, der Heiligkeit des Vertrags vertrauend, ihre Festung verlassen und die Waffen aus der Hand gegeben, als sie auf Befehl des Prinzen alleammt niedergemetzelt wurden. Nur die Führer ließ der hochgeborene Salute nach Bafsurusch schaffen und dort in grausamster Weise hinhängen; zum Theil band man sie vor blind geladene Geschütze und ließ sie durch die Explosion in Stücke reißen: man „blies sie von den Kanonen“, wie die Engländer dieses wenige Jahre später von ihnen gegen die niedergeworfenen Inder mit Virtuosität gehandhabte Verfahren gelaßt haben.

Es war im Juli oder August 1849, als der Kampf um Scheich Tabarzi sein Ende erreichte; diese Episode in der Geschichte des Babismus mündet an wie ein Helengebücht. Bei alledem waren die Babis von Masenderan schließlich unterlegen, weil sie ohne Unterstützung blieben, und das wiederholte sich, als es im Jahre darauf, 1850, zu einem Ausbruch im Westen Persiens, in der Stadt Zendschan (zwischen Tabris und Isfahan) kam, bei dem die Babis wiederum, diesmal im Straßenkampfe, mierschütterliche Tapferkeit bewiesen. Hier war der Führer der Babis Mollah Mohammed Ali Zendschani, ein hoher Geistlicher, der seiner reformatorischen Tendenzen wegen von dem Klerus aus der Stadt vertrieben und in Teheran zu einem begeisterten Anhänger des Babismus bekehrt worden war. Auch er huldigte dem Glauben, durch kühne Initiative die träge Masse mit sich fortzureißen und dem Babismus zum sofortigen Siege verhelfen zu können. So erschien er zu Anfang des Jahres 1850 in seiner Vaterstadt Zendschan, predigte, unbekümmert um die Drohungen des Gouverneurs, den neuen Glauben und sammelte in Kurzem einige 7 bis 10 000 Mann um sich, die er planmäßig bewaffnete und einübte. Bald kam es zum gewaltthamen Zusammenstoß, als die Babis einen der Ihrigen, den der Gouverneur wegen Steuerverweigerung hatte verhaften lassen, den Truppen entriß. Nach blutigem Straßenkampfe bemächtigten sich die Aufständischen der hauptsächlichsten Stadtviertel und schließlich auch der Zitadelle. Truppen in Masse wurden nun von der erschrockenen Regierung in Bewegung gesetzt, um dieses neue Aufkommen des Babismus, dessen man schon in Masenderan endgültig Herr geworden zu sein vermeint hatte, zu ersticken. Die Aufgabe der Regierungstruppen war keineswegs leicht, wenn man eine Vorstellung hat, wie eine persische Stadt aussieht: da sind die Straßen zwei, höchstens drei Meter breit, und die Häuser haben Fenster nur nach dem Hof, nicht aber nach der Straße hinaus. Abgesehen davon freilich den Angreifern zu Gute kam, daß die Bauten aus Lehmziegeln, die an der Sonne getrocknet sind, aufgeführt und daher leicht zusammenzuschießen sind.

(Schluß folgt.)



## Unsere Vogelwelt im Winter.

Von Kurt Grottewitz.

(Schluß.)

Alle Zugvögel, so spät sie auch immer ihre Wanderung antreten, befinden sich doch insofern in einer günstigen Lage, als eigentliche Futternoth bei ihnen fast niemals herrscht. Im Sommer und Frühherbst ist an kleinem Getreide, an Körnern und Früchten selten Mangel und wenn schließlich spät im Jahre einmal Mangel eintritt, so jagen sie dem Lande, das sie nicht mehr ernährt, Lebenswohl und fliegen davon. Ganz anders die Vögel, die jahraus, jahrein bei uns bleiben, die hier ihre feste Heimath haben, an der sie mit zäher Liebe hängen. Sie müssen den Wechsel der Zeiten ertragen und alle Leiden unseres Klimas mit in den Kauf nehmen. Sie sind die eigentlichen einheimischen Vögel, Thiere, die unseren Verhältnissen ganz und gar angepasst sind und auch die härtesten Wintertage leidlich überleben. Da die Nahrung in den kältesten Monaten nicht nur sehr spärlich vorhanden, sondern vor Allen auch sehr schwer erreichbar ist, so mußten unsere einheimischen Vögel die Fähigkeit erwerben, auf irgend eine Weise Futter ausfindig zu machen. Alle besitzen diese Fähigkeit in hohem Maße, aber sie üben sie doch nicht alle in derselben Weise aus. Ein kleiner Theil unserer Standvögel fand es vortheilhaft, ein Gast menschlicher Ansiedlungen zu werden und von Dem zu leben, was von dem Tische des reichen Herrn abfällt oder — herabgerissen werden kann. Ein Meister in der Kunst, auf Kosten des Menschen zu leben, ist unser Spatz. Er ist das Bild des Bettlers und gewiß nicht des verschämten Bettlers. Er kann noch so oft weggewiesen werden, er stellt sich immer von Neuem ein. Er weiß immer, wo etwas zu holen ist, er weiß ganz genau, wo Hühner und Tauben regelmäßig gefüttert werden, wo an diesem Tage Getreide gedroschen, an jenem ein Kornboden gelüftet wird. Ueberall stellt er sich ein, wo es etwas zu fressen giebt. Aber er ist doch bei aller Dreistigkeit ein äußerst vorsichtiger und geriebener Gesell. Er merkt es sofort, wo er geduldet, und wo ihm nachgestellt wird. In der großen Stadt, wo ihm kein Mensch ein Federchen krümmt, ist er von einer kaltblütigen Frechheit; hier hopft er Einem vor den Füßen herum, als wollte er sagen: Tritt zu, denn Du es wagst! Auf dem Lande zeigt er sich, wenn nicht beißend, so doch weit vorsichtiger. Hier wüthet er sich ganz allmählig dem Hühnerhof, dem Schuppenflur, der Futtertröge. Längere Zeit sieht er sich von Weitem den Bruten an, und wenn er irgend etwas Verächtliches merkt, so überwindet er seine allzeit zugefrorenen Furchen. Daher ist es fast nicht möglich, ihm eine Falle zu stellen, er macht alle Art des Menschen zu Schanden. Sobald man sich aber nicht mehr um ihn kümmert, ist er wieder da und oft dort, wo man garnicht bedacht hat, daß man von ihm bescholten werden könnte. Solch ein Thier kann natürlich im Winter nicht leicht untergehen. Ja, er ist selbst bei fortwährendem Schneewetter oder strengstem Frost nicht übel dran, da er in den Ritzen der Schuppen und Fensterrahmen fast immer Unterschlupf findet und hier auch niemals verhungern kann.

So mag wie der Spatz schließt sich kein anderer freilebender Vogel dem Menschen an. Schwalbe und Stur sind ja im Winter nicht da, wenn auch einige Individuen der letzteren Art gelegentlich bei uns jahraus, jahrein verbleiben. Am meisten in die Fußstapfen des Sperlings tritt ferner der Goldammer, der besonders im Winter auf den ländlichen Höfen fast ebenso häufig ist wie der Spatz. Im Gegentheil zu ihm ist der Goldammer geradezu dumm, er läßt sich mit Leichtigkeit in jeder Falle fangen, aber man stellt ihm nicht so eifrig nach. Einmal macht der Vogel mit seiner hellgelben Unterseite und seinem rothbraunen Halschen einen ungemein angenehmen Eindruck, dann ist er aber auch nicht so froh wie der Spatz. Man nennt ihn schon eher die Fäule, die vom Haushalt und Wirtschaft abfällt, besonders da er fast weniger Uebergriffe erlaubt. Den Spatzen und Goldammern gesellt sich im Winter oft der Grünsänger oder Grünsputz zu,

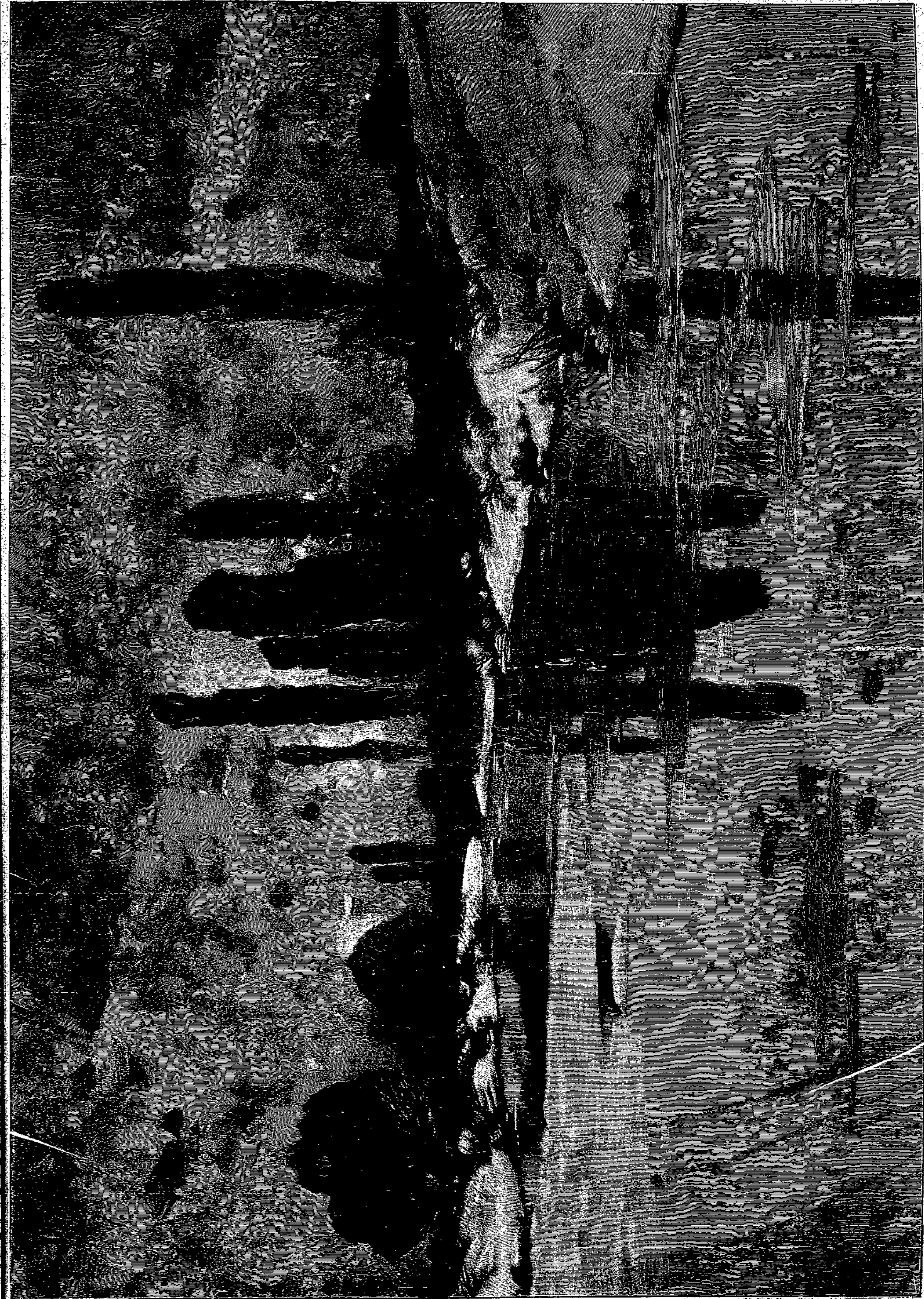
der, zumal an schneereichen Tagen, den Ueberfluß des Menschen in Anspruch nimmt. Lieber aber streift dieser olivgrün gefärbte, etwas plumpe Vogel in den Gärten und Feldern umher, um sich hier von allerhand blühenden Sämereien zu ernähren. In enger Beziehung zu dem Menschen und seiner Thätigkeit steht auch die Haubenlerche, und auch dieser Vogel nähert sich im Winter den Ortschaften mehr als in der milderen Jahreszeit. Sie nimmt gern auch Kerbsthiere zu sich, nährt sich aber in der Regel von allerhand Sämereien. Im Winter ist sie in den Höfen kein seltener Gast, und zwar ein Gast, der nicht nimm, sondern giebt. Denn die kleineren Sämereien, die sie sich, im Hofe umhertrippelnd, aufliest, kommen nicht in Betracht. Dagegen klingt ihr Lied, das sie mitten im Winter an sonnigen Tagen von dem Giebel eines Gebäudes herab zum Besten giebt, sehr fröhlich und anmuthig. Es ist ein klangvolles Flöten, das einigermaßen an das Trillern der Feldlerche erinnert. Im Winter hält sich die Haubenlerche auch gern auf den Begen in Ortschaften auf. Mit flinken Schritten trippelt sie über den Fahrbaum, ohne große Scheu vor dem Menschen zu zeigen. Ihre Vorliebe für Wege hängt ebenfalls mit ihrer Ernährungsweise zusammen. Sie durchstöbert die Rothhaufen der Pferde nach unverdaulichem Körnern, und ebenso findet sie sich auch auf Feldern ein, die mit Dünger besäet werden. Diese letztere Gewohnheit theilt die Haubenlerche mit den Krähen, die sich ja auch sonst einigermaßen der Kultur angepasst haben. Die im Norden und Osten häufige Nebelkrähe hält sich ebensowohl wie die Saatkrähe, die wiederum in West- und Süddeutschland häufiger ist, sehr gern auf Feldern auf. Allerdings nährt sie sich nur in seltenen Fällen von Getreide, und auch das Durchsuchen der Düngerhaufen ist nur eine gelegentliche Beschäftigung. Sie spürt vielmehr den Mäusen nach, die sich ja auf Feldern fast immer in großer Menge finden. Der Streit über den Nutzen oder Schaden der Krähen ist noch nicht definitiv entschieden. Aber selbst wenn die durch Vertilgung von Saatkörnern gelegentlich großen Schaden stiften, so ist doch gewiß auf der anderen Seite ihr Nutzen nicht gering. Ueberall lesen sie auf dem Ackerfelde Engerlinge, Schnecken, Würmer auf und graben diese sogar auf Weisen mit ihrem kräftigen Schnabel aus.

Der Schnee bringt auch ihnen große Noth und schon der Frost, der den Boden erstarren macht, verhindert sie, ihre gewohnte Nahrung zu finden. Es ist fast räthselhaft, wie diese Vögel von Nebelkrähen, die zum Beispiel in der Mark Brandenburg leben, in schneereichen Wintern ihr Dasein fristen. Hungersnoth mag sie oft gar sehr bedrängen. So sieht man sie denn häufig in solch' schwerer Zeit den Ortschaften nahen, Gärten und Höfe umfliegen, um sich ein paar Körner oder Ueberreste aus der Küche oder vom Schlachtfest aufzulesen. Die Krähen sind überall so verbreitet, daß man sich besonders unsere Herbst- und Wintertage ohne sie nicht denken kann. Bald sieht man sie in einigen Exemplaren langsam durch die Luft flattern, bald auf dem Sturz oder umherfliegen dahin stolpern, bald sieht man sie auch in großen Scharen sich versammeln und unter lautem Geschrei seltsame Flugbewegungen ausführen. Am Abend lassen sie sich in zahlreichen Gesellschaften auf den Kronen der Bäume nieder, in deren Nadeln sie fast verschwinden. So ruhen sie, vor den Ueberflüssen der Witterung einigermaßen geborgen, die Nacht hindurch, und wenn man am Morgen noch im Halbdunkel der Kolonie sich nähert, dann werden die Bäume lebendig, es schätzt in den Zweigen, und in wackeligen Flügelschlägen, heiser krächzend, erheben sich die dunklen Scharen und fliegen gleichsam unwillig in den trüben Wintermorgen hinaus.

Der Beginn der strengen Jahreszeit sind andere Gruppen von Vögeln dadurch gekennzeichnet, daß sie sich auf die Bäume aufhängen, die Schlupfwinkel von Insekten an Bäumen aufzusuchen. Solche Vögel sind vor Allen unsere Meisen und Spechte, die im übrigen ganz verschiedenen Ordnungen angehören. Die Meisen sind unsere flinksten, bewegungslustigsten und dabei anmuthigsten Thiere. Zu weitem Fluge nicht befähigt, haben sie die Kronen der Bäume und das

Gestirn der Bäume als ihren eigentlichen Bereich erkoren. Mit unglaublicher Gewandtheit springen und klettern sie auf und an den Zweigen dahin, sie sitzen fast nie still, ihre Füße, mit denen sie sich an den dünnsten Ästen festhängen können, ihr Schnabel der zum Aufspicken auch der kleinsten Insekten vorzüglich geeignet ist, sie sind in unaufhörlicher Bewegung. Und diese Bewegungen sind so schnell, daß man ihnen mit dem Blick kaum folgen kann. Es gewährt einen großen Genuß, einem solchen Thierchen zuzuschauen, und die Meisen lassen sich sehr leicht beobachten. Sie sind garnicht scheu, ja, sie sind so neugierig, daß sie jede neue Erscheinung eifrig mustern. An das Dunkel des Waldes und der Baumkronen gewöhnt, werden die Meisen auch durch die Düsternis der Wintertage wenig an der Aufsuchung ihrer Nahrung gehindert. Die kleinen Vertiefungen, die die Rinde der Bäume bildet, das Moos und die Flechten, die kleinen Risse und Ritzen der Zweige dienen einem großen Theil von Larven, Puppen und Insekten als Ueberwinterungsort. Die Meisen sind nun unaufhörlich damit beschäftigt, diese Beute aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen. Mit ihren Füßen können sie sich vortrefflich an der Borke oder an den Zweigen festklammern. Auf diese Weise bekommen sie einen sicheren Halt, so daß sie nun ihren spitzen, harten Schnabel mit Wucht in die Vertiefungen der Rinde hineinstoßen können. Denn häufig sitzen die Meisen auf Gier so fest, daß sie nicht hervorgeholt, sondern nur durch kräftige Schnabelstöße abgerissen werden können. Auch größere Körner, Kerne von Sonnenblumen, Gurken, Kürbissen, Hanfkörnern verschlucken die Meisen in der Weise, daß sie jene mit den Krallen der Füße festhalten und nun mit unglaublicher Geschwindigkeit ihren Schnabel auf und nieder sanzen lassen. Dadurch entsteht ein hämmernbes Geräusch, nach dem die Sumpfschnecke auch Meisenhämmern genannt wird. Durch das Abwischen schädlicher Insekten von den Bäumen gehören die Meisen zu unseren nützlichsten Thieren, sie entzücken aber auch durch ihr munteres, bewegliches und dabei vertrauensvolles Wesen den Naturfreund, der sich dem winterlichen Wald ohne das Treiben dieser anmuthigen Thiere garnicht denken kann. Einige Meisen sind dabei durch ganz besondere Farbenpracht ausgezeichnet, die Kohlmeise, in deren Gefieder intensives Gelb mit tiefem Schwarz kontrastirt, und vor Allem die Blauzeise, in deren Kleid ein wunderhübsches Blau, ein leuchtendes Weiß und Gelb eine äußerst zierende Färbung bildet — diese beiden Meisen sind so schöne Thiere, wie sie in unserer einheimischen Vogelwelt nicht gerade häufig vorkommen. Durch ihre Lebensweise haben die Meisen selbst den strengsten Winter nicht allzusehr zu fürchten. Kälte wird ihnen wohl nie verberblich, und selbst Schnee ist für sie nicht sehr gefährlich. Zwar legen diese sich auch auf die Zweige und Äste der Bäume, aber da die Meisen so gewandt sind, daß sie sich auch an der Unterseite von Zweigen — Füße oben, Kopf unten — anhängen können, so finden sie schließlich auch bei reichem Schneefall noch etwas Nahrung. Die schlimmste Bedrängnis entsteht für sie aber dann, wenn nach Regenschauern, welche die Zweige der Bäume von allen Seiten getroffen haben, plötzlich starkes Frostwetter eintritt, so daß sich um die Rinde aller Gehölzpflanzen eine zusammenhängende Eisschicht legt. Die gleiche mißliche Lage tritt dann ein, wenn bei einem Nauhreif die Äste ringsum dicht mit Schneekristallen bedeckt werden. In diesen Fällen werden die Meisen der Möglichkeit beraubt, ihre Nahrung aus den Schlupfwinkeln hervorzuziehen. Wenn nicht die Sonne auf der Mittagsseite der Äste das Eis oder den Reif ein wenig zum Abtauen bringt, dann leiden die Thierchen bittere Noth, und hält die Bedrängnis an, so mögen gar viele Hungers sterben. In solchen ungünstigen Zeiten nahen sich auch viele Meisen den menschlichen Wohnungen, um hier ein paar Abfälle aufzulesen oder gar sich an den fetten Bissen zu laben, die ihnen der Vogelfreund in Gestalt von Ruß- und Sonnenblumenkernen oder Fleischüberresten auslegt. Die Kohlmeise ist im Winter sogar recht häufig in den Obstgärten und macht sich hier durch Vertilgung der gartenfeindlichen Insekten sehr nützlich. Bisweilen zeigt





Abendstimmung. Nach einem Gemälde von Karl Küstner.



sich auch die Sumpfschneise, die sonst feucht stehende Gebirgsflüsse liebt und die Blaumeise, die im Uebrigen den Wald bevorzugt. Nur wenn die Noth am schlimmsten ist, werden selbst die Bewohner der Nadelwälder, die Tannen- und Fichtenweihen, in Schaaeren nach den Ortschaften geführt. In Begleitung der Weisengemeinschaften kommt auch der Zaunkönig in der kälteren Jahreszeit häufig in die Gärten, um hier in den Geden nach Insektenbrut zu fahnden. In seiner Beweglichkeit und in seiner Lebensweise ähnelt er den Meisen, wenn er ihnen verwandtschaftlich auch nicht allzu nahe steht. Er macht einen ebenso munteren, vergnügten Eindruck, wie die Meisen, aber während diese nur mit geringen Stimmmitteln begabt sind, singt der Zaunkönig selbst an rauhen Wintertagen sein einfaches, aber fröhliches Lied.

Zu anderer Weise als die Meisen sind die Spechte an das Baumleben angepaßt. Sie haben nicht die leichte Beweglichkeit und außerordentliche Gewandtheit jener Vögel. Auch sind sie zu große und schwere Thiere, um sich an dünne Zweige ankrallen zu können. Während die Meisen daher vor Allem das kleinere Geäst der Bäume als ihre Domäne ansehen, sind die Spechte bei ihrer Nahrungssuche mehr auf die Stämme und dicken Äste angewiesen. Ihre Hühner, die von denjenigen der Singvögel, also auch der Meisen, durchaus verschieden sind, können sich mit paarweise nach vorn und hinten ausgebreiteten Fehlen in die Rinde oder Borke senkrecht aufragender Stämme und Äste verkrallen. Dabei dient ihnen der Schwanz, der sich fest an die Rinde anlegt, als Stütze, so daß der Specht am Baumstamm eine feste Position einnimmt, in der er nun seine schwere Holzhammerarbeit verrichten kann. Denn bekanntlich haben die Spechte früher in die Bäume, um Holzkäfer und deren Larven daraus hervorzuholen. Als Werkzeug dient ihnen dabei ihr mächtiger Schnabel, der gleich einem scharfen Meißel in das Holz eindringt. Auch die Zunge ist bei diesen Thieren der eigenartigen Beschäftigung in ganz besonderer Weise angepaßt, sie ist sehr lang, an der Spitze mit einem Widerhaken versehen und

so geschmeidig und feinfühlig, daß sie in die feinen, verzweigten Bohrlöcher der Insekten eindringen und durch Hin- und Herbewegen die Beute auffinden und herausholen kann. Man glaubte früher, daß die Spechte infolge dieses Ausbohrens der Bäume weit mehr Schaden stifteten, als sie durch Vertilgung der holzverwundenden Insekten nützen. Allein die Spechte haben fast nie gesunde Bäume an, sie suchen sich stets solche Exemplare aus, die bereits innen morsch und dem Untergange verfallen sind. Ueberhaupt bringen sie mit ihrem Schnabel nicht immer bis in das Holz ein, häufig spalten sie nur hier und da einige Borke ab und suchen dann die darunter versteckten Kerbtiere auf, und selbst wenn sie dann Baumgänge in dem aufgedeckten Spalt entdecken, genügt ihnen häufig genug die Zunge, um die verdeckten Holzparasiten zu erbeuten. Der Schaden, den sie stiften, kommt demnach gegen den ungeheuren Nutzen, den sie der Forstwirtschaft gewähren, kaum in Betracht. Wie sehr diese Vögel morsche Bäume bevorzugen, das geht schon daraus hervor, daß die schwarzen Aiten in den deutschen Wäldern immer jener werden. Denn da bei dem gegenwärtigen geregelten Forstbetrieb kaum noch ein morscher Baum geblieben wird, so müssen die kleinen Spechte, die mit ihrem weniger kräftigen Schnabel nur in ganz weiches Holz eindringen können, immer mehr verschwinden. Die größeren und kräftigeren Arten, wie die Baumspitze, finden aber vor der Hand immer noch Bäume genug, die zwar äußerlich noch wenige Krankheitserscheinungen zeigen, aber doch von den Thieren bereits als geschädigt erkannt werden.

Während die Meisen und Spechte ein reines Baumleben führen, suchen die bei uns im Winter verbliebenen Hühnerarten ihre Nahrung mehr auf dem Boden. Ganzlich anders ist das Verhalten unserer Rebhühner, es ist ein Thier des freien Geländes, das im Herbst nach Auenflüssen zieht. Im Spätherbst verweilt es gern auf den Stoppeln und besonders auf den Stoppelreihen, in denen häufig es bei seiner erdigen Färbung sehr wohl verborgen kann. Das hier aus jetzt es hier bevorzugte Rebhühner auf, um hier Auen zu jagen,

oder es läuft nach den angrenzenden Wiesen hinab, in denen es die kleinen Grasspinner wegfängt. Späterhin im Winter bieten ihnen die Winterjaat und die Rapsfelder einige pflanzliche Nahrung. Bei Schnee und Kälte leiden aber auch sie oft große Hungersnoth, doch sind sie insofern günstiger gestellt als die Mehrzahl unserer Wintervögel, als gerade für sie von Jägern häufig Futterstellen errichtet werden. Für ein so feines Wild, das noch dazu den Gegenstand einer beliebten Jagd bildet, wird ja bekanntlich besser gesorgt als für die Menschen, oft sogar zum Schaden für die einfachen Bauern und Landleute. Glücklicherweise ist das Rebhuhn kein schädliches Thier, und so kann man ihm weit mehr als den nichtsnutzigen Hasen und Mehen die Pflege gönnen, die ihm zu Theil wird. Die Rebhühner leben im Herbst und Winter in Familien oder, wie man sagt: Völkern, das alte Paar bleibt mit den zahlreichen Jungen vereint. Durch seine Färbung und seinen Aufenthalt am Boden verborgen, läßt sich ein Volk den Menschen, wenn es nicht in ihm einen Jäger vermutet, ziemlich nahe an sich herankommen. Dann fliegt es plötzlich mit explosionsartigem Geschrei auf, und ehe der erschreckte Wanderer recht zur Besinnung kommt, sind die Hühner bereits eine Strecke weit geflogen. Sie sind übrigens keine guten Flieger, gar bald fallen sie wieder in einen nahegelegenen Auen ein.

Die prächtigsten und größten Hühnerarten unserer Heimath leben im Walde, halten sich aber auch hier häufig am Boden auf. Birk- und Auerhühner nähren sich freilich im Winter auch häufig genug von den Knospen der Bäume. Die Auerhühner, die auf den Gebirgen leben, kommen im Winter häufig zu Thale. Herrscht auch hier starke Kälte, so bleiben sie oft acht Tage lang auf einem Nadelbaum und fressen hier alle Nadeln ab. Birkhühner und Haselhühner graben häufig tiefe Gänge unter dem Schnee hin, um unter demselben etwas für den kurrenden Magen aufzufressen. Ueberhaupt sind alle diese Hühner sehr unempfindlich gegen Kälte und Schnee. Birkhühner lassen sich oft bei Schneefällen, in Schaaeren zusammengebrängt, einschneien und kommen erst dann aus der Schneedecke hervor, wenn das Unwetter vorüber ist.

Eine ähnliche Lebensweise wie das Rebhuhn hat die Grotztrappe, ein mächtiges Thier mit langen Beinen, das zu der Ordnung der Stelzvögel gehört. Sie lebt im Winter in größeren Gesellschaften auf Feldern von Wintergetreide und Raps. Dieser Vogel, der in Rußland seine eigentliche Heimath hat und im östlichen Deutschland nicht selten ist, übersteht den Winter ziemlich gut. Er gehört zu den robusten Vögeln, denen kein Wetter etwas anhaben kann. In dieser Beziehung findet er verwandte Naturen in einigen anderen unserer Wintervögel. So weilt der Eisfischer den ganzen Winter hindurch an offenen Wasserstellen, Bächen, Mühlenteichen usw. und taucht in das eiskalte Wasser hinab, um aus ihm Fische hervorzuholen. Stunden lang sitzt er regungslos auf einem Aste über dem Wasser, um auf einen Fisch zu lauern. Von Fischen nährt sich auch die Stummelmöwe, die man im Winter so häufig auf unseren größeren Seen und Flüssen ihre eleganten Flugkünste ausüben sieht. Allerdings vermag dieser Vogel, sobald in einer Gegend die Flüsse zufrieren, schnell nach einer anderen zu gelangen, in der gerade Thauwetter herrscht. Hält die Kälte aber im Norden wie im Süden gleichmäßig an, so ist es diesem fluggewandten Thiere leicht möglich, sich nach dem Meere zu wenden und da dem Nahrungserwerb nachzugehen.

Die meisten Vögel, die sich von animalischer Kost nähren, müssen im Winter nothgedrungen zu pflanzlicher Nahrung übergehen. Ein solcher Futterwechsel bleibt den Vögeln erspart, die sich vorwiegend von Pflanzensaamen und Früchten nähren. Manche Stummeln sind den ganzen Winter über zu erlangen. In Randgebüsch, an Bachufern, Abhängen ragen selbst bei hohem Schnee immer noch einige Rispeln und Ähren von Gräsern, Samenstände von allerhand Kräutern hervor. Das ist die Nahrung, die Vögel, wie den Stieglitz und Hänfling, auch den Grauanmer, die schimmeln Wintermonate überleben läßt. Auch die Kiebitz sind bei an den Ufern des

Mittelstrauches, der auf den Nesten von hohen Bäumen ein Schmarokerleben führt, die nöthige Winterkost. Noch reichlicher ist der Tisch für den Kreuzschnabel gedeckt, der seinen eigenartig verbogenen Schnabel dazu benützt, Nadelzapfen aufzuschlagen und den Samen aus ihnen hervorzuholen. Schon schimmeln ist der Eichelhäher daran, denn die Früchte, von denen er sich hauptsächlich nährt, Eichen, Bucheckern, Haselnüsse, fallen im Herbst von den Bäumen herab und werden dann vom Schnee leicht verdeckt. Uebrigens verzehrt der Eichelhäher auch kleines Gethier.

In seinem Körperbau steht der Eichelhäher der Ufer nahe, die sich im Winter oft in größeren Schaaeren auf einzeln stehenden Bäumen durch ihr kreischendes Geschrei bemerkbar macht. Sie vertilgt gleich den Krähen viel Feldmäuse. Die Raubvögel, die sich von Vögeln und kleinen Säugethieren nähren — es sind fast nur Falken — haben natürlich auch im Winter keine eigentlich futterarme Zeit. Da indeß im Herbst eine große Zahl von Vögeln aus dem Lande wandert, so würden doch kaum alle Falken im Winter hinreichende Nahrung finden. So bleiben denn nur einige Arten von ihnen im Winter bei uns, vor allem der Habicht und der Sperber, der Wanderskalp, sowie der Mäusebussard, der sich aber vorwiegend von Mäusen nährt. Alle diese Raubvögel betreiben in der kälteren Jahreszeit ihr blutiges Gewerbe in derselben Weise wie im Sommer. Ist im Winter die Ausbeute an Vögeln nicht so groß, so fehlen dafür auch die Nebenbuhler, die im Sommer einen großen Theil des Jagdgebietes für sich beanspruchen.

Wenn bei Eintritt strengen Winterwetters sich die Anzahl der deutschen Vogelarten stark verringert, so erhält sie doch auch einigen Zuwachs von Norden her. Für viele Vögel, die an das rauhe Klima Scandinaviens, Rußlands, Sibiriens gewöhnt sind, ist für den Winter Deutschlands verhältnißmäßig mild. Tritt daher im Norden die Kälte und der Schnee sehr herrlich auf, so flüchten sich manche Vögel von dort zu uns. So kann man denn im Winter bei uns öfters Schaaeren von Schneeammern, Seidenfischbänzen und Venzelgänzen sehen, die im Sommer nie bei uns zu finden sind. Einige nordische Vögel bringen auch ständig den Winter bei uns zu. Für sie ist Deutschland die Winterherberge, ähnlich wie Italien und Nordafrika es für unsere deutschen Zugvögel sind. So kommt der Gänsejäger und der Zwergjäger im November regelmäßig auf unsere Gewässer, um erst im Februar wieder hinwegzuziehen. Schon vorher kommt die Aukergans, während die ebenfalls im Norden einheimische Pfeifente nur kürzere Zeit bei uns bleibt und bei strenger Witterung sibirischer wandert. Auch mit einem nordischen Raubvogel wird unsere arme Vogelwelt im Winter beglückt. Es ist der Raufußbussard, verhältnißmäßig noch ein harmloser Gesell, der es mehr auf die Mäuse abgesehen hat, und nur bei hohem Schnee sich mitunter Uebergriffe durch Erbeutung eines Rebhuhns oder eines anderen Vogels erlaubt.

Fast alle die Vögel, die im Winter bei uns verweilen, sind zwar in der kalten Jahreszeit schlechter gestellt als im Sommer, aber sie sind doch durchaus befähigt, selbst den härtesten Winter zu überstehen. Mögen einige schwächlichere Individuen lang anhaltendem Schneewetter zum Opfer fallen, im Ganzen und Großen vermag sich jede Vogelart, die den Instinkt des Wanderns nicht besitzt, den rauhen Jahreszeit vollständig anzupassen. Durch ein Federkleid, das sich in der Herbstmauer für den Winter vorbereitet, geschützt, ertragen die Vögel selbst die strengste Kälte. Und indem sie genau den Naturverhältnissen, die im Winter herrschen, Rechnung tragen und ihre Futterwahl darnach einrichten, schlagen sie sich auch durch die nahrungsärmsten Monate Januar und Februar leidlich durch. Schon im letzteren Monat kommt in unsere Vogelwelt neues Leben. Gleich nach der Schneeschmelze fangen unsere Hühnerarten an zu balzen, und wenn dann gegen Ende Februar die ersten Zugvögel, die Vögel und der Staar, wieder bei uns eintreffen, dann ist die schlimmste Zeit vorbei, dann hat schon der nahende Frühling seine ersten Vorboten in's Land geschickt. —



## Edele.

Von L. E. Riessen.

Seit dem Tode der Mutter stand Edele dem Hauswesen vor. Zwar gab es noch eine Wirthschafterin, die den eigentlichen Hausstand, das Essen der Leute und die andere, täglich sich wiederholende Arbeit zu besorgen hatte, aber Edele war doch Diejenige, die Alles anordnete, der man Alles vortrug und der die Wirthschafterin Rechenschaft ablegen mußte.

Edele war es auch, welche die Gesellschaften bestimmte. Verspürte der Vater einmal Lust, ein Mittagessen zu veranstalten — und das geschah nicht oft, weil die Mittel dazu nicht reichen wollten — dann kam er vorerst und beehrte ihren Rath.

Und Alles geschah immer so, wie sie es wünschte. Die Diensthofen sahen Edele selten. Während der Vater mit Hilfe eines Verwalters den Betrieb des Hofes leitete und Tag für Tag draußen war, bald dem einen, bald dem anderen Pflug Furche auf Furche nachging und mit dem Kutscher die Qualität des Bodens prüfte — saß sie allein in dem großen, hohen Wohnzimmer, dessen Mauern dick und fest waren wie Kirchenmauern.

Sie sah die Berechnungen des Vaters durch, übertrug in das Hauptbuch, was das letzte Jnber Korn, oder was die Ochsen eingebracht hatten, die der Verwalter auf dem Markte zu Markte verkauft hatte, verglich die Preise mit den vorjährigen und klagte über den Niedergang derselben.

Oder sie saß vor dem alten, nur schwach klonenden Klavier. Dann sang sie, am liebsten alte Lieder, Volkslieder. Sie sang mit leiser, sehnlicher Stimme, die zwischen den alten Mauern und den alten Möbeln wie ein Jahrhundert lang verborgen gehaltenes Echo wiederhallte, das plötzlich zu klingendem Leben erwacht war und auch hier drinnen durch die Stille klang. Sie sang nur, wenn sie allein war. Nicht einmal der Vater durfte zugegen sein und vor Fremden — wenn solche einmal nach Staansholt kamen — wollte sie überhaupt nicht singen. Sie habe ja nur so wenig gelernt, sagte sie, und ihr Gesang komme ihr selber schon armselig genug vor, wie viel mehr also Fremden! Außerdem sei das Klavier auch verstimmt.

Ob sie denn nie mehr singe? Auch nicht, wenn sie allein sei?

Ja, es könne wohl mit vorkommen, daß sie ein oder das andere Mal ein einfaches Lied versuche. Aber oft sei es nicht!

So sei es also unmöglich, sie zum Singen zu bewegen?

Nein, sie wollte nicht, sie konnte nicht.

Edele konnte nicht singen, ohne zu träumen, und träumen konnte sie nicht, wenn Jemand ihr zuhörte. Abends, wenn der Vater Zeitung las, saß sie still neben ihm in seinem Bureau und sah nur auf, wenn er die Zeitung umwandte oder irgend eine Bemerkung machte, oder sie las ihm vor. Bücher aus längst vergangener, aus Ingemann's und Dehnen'scher Zeit, niemals neue, moderne; die gelesen dem Vater nicht.

Wenn dann die alte Schweizeruhr elf Schläge that, küßte sie ihren Vater zur Gute Nacht und ging zu Bett.

Auf diese Weise ging ein Tag nach dem anderen hin, einformig und still wie das Ticken der Uhr, das träge Einerlei nur selten unterbrochen durch die Anwesenheit von Gästen. Nur einmal im Jahre schwand die Monotonie in Edele's Leben.

Das war zu Pfingsten, wenn Edele ihre Mahime besuchte, die alte Frau Stadträtin, die in der Stadt wohnte.

Dann eilten die Stunden in schwindelhafter Hast dahin. Sie flogen dann wie gefangene Vögel, die frei in den Sonnenschein hinausflattern, und da konnte es auch vorkommen, daß sie von einem reicheren Leben träumte, von einer schwellenderen, volleren Form, als das Leben es ihr gewährte daheim bei ihrem Vater.

Aber es blieb bei den Trümmereien. Wenn sie

wieder daheim war und wieder in dem Wohnzimmer saß, dessen Mauern dick und schwer wie Kirchenmauern waren, dessen Wölbungen schwere Geheimnisse zu verbergen schienen, dann nahm dieses Leben sie wieder ganz von selbst gefangen, ein Leben voll alter Gewohnheiten und alten Pflichten, ohne Kummer und ohne Sorgen, nur erfüllt von dem einen Gedanken, für den Vater Alles zu thun, was er selbst nicht zu thun im Stande war.

Da geschah es, daß gegen Ende April Taagestedhof den Besitzer wechselte.

Taagestedhof war ihr Nachbarhof, eine große Besitzung aus dem Mittelalter, mit Gebäuden, die aus den Tagen der Adelsmacht stammten, mit Ländereien, die sich nach allen Seiten hin ausdehnten, fast so weit, als das Auge reichte, die vor vielen Jahren üppige Wiesen und dichte Eichenwälder getragen hatten, nun aber zum Theil als unbebautes Heidefeld brach lagen, das nur zur Schafweide benützt wurde. Nur die tiefergelegenen, saftigen Wiesen, die zum Strande hinunter führten, gaben noch reichlich Futter.

Der Besitzer war ein alter, unverheiratheter Sonderling, der jeden Nigel in dem Glauben, daß es ein Grabsiegel sei, untersuchen ließ; ein schweigsamer Mensch, der fast nur den Mund öffnete, um seine Leute auszusprechen. Man sagte von ihm, der Teufel hätte ihm die Zunge gelöst.

Jägermeister Högh und er verkehrten nicht miteinander. Vor langer Zeit, als er in die Gegend gekommen war, hatte er auf Taagested Besuch gemacht, seitdem war er nicht wieder dort gewesen.

Und nun war ein Anderer Besitzer des Hofes geworden.

Der Vater erzählte es ihr beim Mittagessen.

Ob etwa von Konturs die Rede sei? Nein, das glaube er nicht; das alte Gespenst lebe wohl in guten Verhältnissen.

Wer dann aber seine Besitzung gekauft habe?

Ja, das würden sie ja bald genug sehen. Vorläufig wisse er nichts. Man spreche ja wohl von einem jungen Manne, wahrscheinlich ein Ausländer, aber Niemand wisse etwas Bestimmtes.

Auch nicht, wann er käme?

Man erwarte ihn wohl Anfang kommenden Monats, wo er den Hof übernehmen wolle, jedoch ob er dort bleiben werde — verfallen und vernachlässigt, wie er nun einmal sei. . . Nun, man müsse die Sache eben abwarten. . .

Eines Tages, es war Mitte Mai, stand Edele in der großen, kühlen Vorhalle und ordnete Blumen und frische Buchenzweige zu Sträußen, die sie in Vasen steckte.

Ein blaues Hauskleid umschloß in reichen Falten ihren schlanken Körper, lehnte sich mit fast weicher Zartheit an ihre Schultern und ihren Rücken und fiel über ihre mädchenhaft schwächlichen Hüften auf die fühlte, gelbe Steinplatte nieder.

Ein Duft von Laub umgab sie, von Veilchen und kleinen, weißen Waldstufblumen, sowie von großen, blutigen Tulpen.

Und durch die offene Thür drangen Gesang und Sonnenschein gleich zwei Freunden, welche wetteifern, das junge Weib dort hinten zu gewinnen, zuerst der Gesang, sie jubelnd umgebend, zitternd vor Glück, dicht an ihr vorbei flatternd, darnach die Sonne, die sich dehnte und streckte und die sie doch nur halbwegs erreichte, weshalb sie die Steine zu erwärmen begann, die ihr Fuß betreten sollte.

Während sie dort stand, sprengte ein Reiter in den Hof und hielt vor der breiten Steintreppe. Er liebte sein murriges Pferd und sprach freundlich zu ihm, wie man zu einem Kinde spricht.

Da trat Edele auf die Terrasse hinaus.

Ob Jägermeister Högh zu Hause sei?

Ja, das sei er wohl, doch befände er sich allerdings in diesem Augenblick draußen auf dem Felde. Aber, wenn er so lange warten wolle, würde sie einen Boten hinsenden.

Danke, nein, dann wolle er. . . aber vielleicht könne er ebenfalls auf das Feld hinauszureiten?

Ja, bestimmt könne sie nicht sagen, wo der Vater sei, ob unten in den Wiesen bei den Kälbern oder auf den stillen, gelegenen Feldern, wo man zu pflanzen begonnen.

So, es sei also Fräulein Högh, mit der zu sprechen er die Ehre habe?

Ja, das sei sie.

Er sei der neue Besitzer von Taagested. Das Fräulein werde wohl gehört haben, daß Taagestedhof den Besitzer gewechselt habe?

Ja, das hatte sie. Ob er nicht warten wolle, bis sie dem Vater einen Boten senden könne?

Nein! Er danke, er glaube trotzdem wieder heimzureiten zu wollen. Denn gerade heute Abend solle er seine Schwester von der Station abholen. Er habe nämlich eine Schwester, die bei ihm leben solle. Ja, ob er sie denn bitten dürfe, Grüße auszurichten?

Dann ritt er wieder fort.

Edele sah, wie er, den übermüthigen Schimmel mit fester Hand regierend, über die Hügel vor dem Hofe ritt, wie er dort oben hielt und sich mit langem Blick umsah, hinunter über die Wiesen, über den Fjord und zurück nach dem Hof.

Endlich ritt er weiter.

Ein paar Tage später fuhr Jägermeister Högh nach Taagested hinüber, und als er Abends heim kam, erzählte er Edele von den Geschwistern dort drüben, Holm hießen sie; Elline Holm, er hatte gehört, daß der Bruder sie Elline nannte. Er, Holm, sei übrigens wohl der Jüngere von den Vötern; Eltern hatten sie nicht, sie waren mehrere Jahre im Auslande umhergerollt, in Spanien, glaube er. Da hätten sie sich heim geseht, und so wäre es denn gekommen, daß sie Taagested gekauft hätten!

Bald darauf waren Holms zum Mittagessen nach Staansholt eingeladen und bald befreundeten Edele und Fräulein Holm sich und kamen öfter und immer öfter zusammen. —

Edele war früher niemals so recht zum Bewußtsein gekommen, wie monoton Schritt für Schritt die Zeit auf Staansholt weiterging. Wohl hatte sie, nach einem Pfingstbesuch bei der Mutter, den Unterschied empfunden, hatte gemerkt, wie schweigsam und einformig ihr Heim war, doch hatte die Stille sie niemals erdrückt, die Monotonie sie nie arm gemacht. Und jetzt war es ihr, als schreite sie unher in einer großen, lautlosen Stille, als wandere sie Wege, die nirgends hinführten und kein Ziel hatten, die nur stets im Kreise umherführten, bis in die Unendlichkeit. Aus weiter Ferne kamen die Stunden, die Tage, die Wochen in langen, schwarzen Reihen, wie Seebögel, die immer, einer nach dem anderen, daherkamen, immer einer nach dem anderen.

Denn es gab ja eine Welt außerhalb ihres Heims, eine andere, reichere, inhaltsvolle Welt, in der Alles groß und schön war, wo das Blut in den Adern schneller kreiste.

Fräulein Holm hatte ihr davon erzählt, wenn sie miteinander in der schattigen Allee drüben auf Taagested hin und her wanderten, hatte ihr erzählt von ihren großen Reisen, von den südlichen Meeren, die blau waren, wie ein Meer von Kornblumen, und von dem südlichen Himmel, der so hoch war, daß man ihn kaum erblicken konnte. Holm hatte ihr ebenfalls von seinen Reisen erzählt. Und wenn er erzählte, sah sie all' Das, wovon er sprach, lebendig vor sich, dann war Taagested nicht Taagested, es war ein altes, marmorgeschmücktes Haus in Venedig, ein Haus mit sonnenhellen Wänden und grünen Fensterrahmen, die Pforte war Alhambra's Pforte, und die Gräben draußen waren Kanäle, die stillen, plätschernden Kanäle, auf denen weiße Schwanengondeln fuhren.

Nein, wenn Holm erzählte, war Edele nicht mehr Edele. Dann war ihr Blut stark und ihr Körper voll sprossenden Lebens, dann waren ihre Augen groß und wichen nicht von seinem Antlitz.



Aber es konnte vorkommen, daß sie mitten in Sevillas Gärten erwachte, wenn sie den Wohlklang seiner Stimme vernahm oder die Nähe seines Athems spürte, und dann lachte sie — denn es war doch beinahe wie Kinder, die den Märchen lauschen, so ganz und gar erlebte sie das, was er erzählte. „Wie Kinder, wirklich fast wie Kinder!“ sagte sie.

Am einem Abend kurz vor Weihnachten war sie wieder dort.

Er begann wieder ihr etwas zu erzählen, da sie ihn darum bat. Aber er sprach dieses Mal davon, wie schwer es ihm auch oft geworden sei, daß er sich fast wie ein Ausgestoßener, wie ein Flüchtling vorgekommen sei inmitten der warmen, farbenprächtigen Städte in dem dichtesten Gewühl; ja, sogar in der lustigen, lärmenden Karnevalszeit habe ihn eine Sehnsucht gepackt nach den Menschen und nach der Heimath, wohin er gehörte, so daß er nach Hause geeilt sei, um sofort abzureisen, daß er glücklich sei, aus Angst noch länger allein zu sein!

Aber er hatte ja seine Schwester!

Sa, er hatte seine Schwester, und um ihre willen war er geblieben und um ihre willen war er wieder nach Dänemark zurückgereist, als auch sie sich nach der Heimath zu sehnen begann. Aber trotz alledem fühlte er sich doch immer noch einsam, aber trotz alledem werde er so von einer derartigen Sehnsucht gepackt, daß er nahe daran sei, wieder abzureisen. Aber nun wisse er auch, was es sei, wonach er sich sehne, und nun verstehe er Alles und darum sei er hier geblieben und darum wolle er auch sie, Edele, bitten hier zu bleiben, immer, immer und alle Ewigkeit. Denn sie sei es, nach der er sich sehne! Und es sei keine Andere da und außer ihr erziehe seine, die ihm helfen könne, und deshalb dürfe sie ihn nicht verlassen, ihn nicht einsam machen, sie müsse bei ihm bleiben und es mit ihm theilen! ... Ob sie das wolle, ob sie das wirklich wolle?

Edele weinte.

Aber Holm hob ihren gesenkten Kopf empor und küßte sie, und sie schlang die Arme um seinen

Gals und wollte ihn nicht wieder los lassen, fuhr aber fort zu weinen und „Heinung, Heinung“ zu flüstern.

Es wurde festgesetzt, daß die Hochzeit zu Anfang des Herbstes stattfinden sollte.

Holm mußte die Ernte unter Dach haben, bevor er daran denken konnte, den Hof zu verlassen. Denn er hatte Edele versprochen, den Winter mit ihr im Süden zu verbringen; nach Sevilla und Granada wollte sie, dorthin, wo er gelebt, am liebsten nach dorthin, wo er sich am meisten gefehnt hatte.

Sa, ja, sie sollte dorthin, wo er sich am stärksten gefehnt hatte; er wollte ihr die Orte zeigen, wo er umhergegangen war und sich darüber gewundert hatte, daß ein Mensch so einsam sein kann, und einen Ort in der Nähe von Granada, oben in den Bergen, wo ein wasserarmer kleiner Fluß raun, trostlos mürmelnd in seinem viel zu breiten Bett, an dessen Ufern er ganze Tage lang einsam gefessen und in's Wasser geschaut hatte, das immer leichter wurde, bis schließlich der Fluß als nutzloser, kleiner Bach sich in der Mitte des Bettes vorbeidrängte. Das auch sollte sie sehen, denn dort hatte er die schwersten Stunden erlebt, Stunden, in denen er wünschte Kind zu sein, um sich ruhig ausweinen zu können, Stunden, in denen er den Tag verfluchte, da er die Heimath verlassen hatte und da er das Wasser verfluchte, das nicht stark genug war, ihn davonzutragen. Sie sollte das Alles sehen und sich so recht der Größe ihres Glückes gewiß werden, das all' dieses Sonderbare, Schwere von ihm genommen hatte.

So ging denn Edele daheim umher und erträumte sich ein Glück, das unbegreiflich schien, eben weil es so groß war, und malte sich ein Leben aus, das keine dunklen Stunden barg. Oft auch sang sie, und dann klang aus ihrer Stimme etwas wie zitternde Frühlingsfarben, wie jubelnde Töne der ersten Vögel, und in dem Blick ihrer Augen war so viel Sonnenschein, daß es Jeden, den sie ansah, wie warme Sonne nach kühlem Schatten durchdrang.

So unermesslich reich war sie!

Und nur darum war sie so reich, weil sie niemals daran gedacht hatte, es zu werden, weil sie es nicht durch tägliche Träume alltäglich und armuthselig gemacht hatte.

Und nun gab es so viel zu thun mit der Aussteuer; Namen sollten auf das weiße Linnen gezeichnet, Säume sollten genäht werden, Kleider wurden anprobiert und so viele Dinge mußten besprochen werden; und Abends kam Heinung und ward es nicht milde, ihr immer von Neuem anzumalen, wie sie ihr Heim einrichten wollten.

Auf diese Weise war die Erntezeit herangekommen.

Eines Tages war es sehr still gewesen und am Nachmittag ballten sich dann schwarze, schwere Wolken zusammen, überzogen dicht von allen Seiten den Himmel gleich einem unheilbringenden Zug von Reitern auf schwarzen Rossen, einem Himmenheer, das vorwärts saufte und dumpf das Getöse seiner Schritte ertönen ließ. Einzelne Blitze durchführten zitternd das flüchtende Tageslicht, schlugen einen blutigen, hastig wieder geschlossenen Riß in die dunklen Wolken und verschwanden draußen in den wilden Wogen des Sturms.

Von den Höhen ringsumher ertönte das ängstliche Heulen der Hunde und machte die Luft unsicher — und draußen auf den Wiesen brüllte das beunruhigte Vieh. Wie eines todtten Vogels Schwingen hingen die Blätter an den Bäumen, und die Blumen standen da und schnappten bewußtlos nach Luft.

Endlich gegen Abend fiel der Regen. Wie ein Hagelschauer kam er, und wohin immer die großen Tropfen fielen, da ging es wie ein Kälteschauer durch's Laub, die Blätter drehten die Rehrseite nach oben, wie um sich zu schützen, gerad' wie die Ernteweiber, wenn sie zum Schutz den Rock über den Kopf ziehen; die Blumen zuckten zusammen, drehten resignirt die Blüthenkelche nach unten und ließen sich vom Regen überflürmen, wenn sie nicht etwa unarmherzig abgeschlagen und arg zugerichtet in den aufgeweichten Sties geschleudert wurden. (Fortf. folgt.)



### • • Nachlandschaft. • •

Hin zum Fenster leil' gegangen,  
Schaue in die weite Nacht:  
Seh' den Wald voll Flocken hangen,  
Seh' die ganze weiße Pracht!

Silbern liegt's in allen Spuren;  
Sterne! welch' ein Licht, ein Schein!  
Kuschelheit ruht auf allen Ästen,  
Nacht, wie ist dein Athem rein!

Nicht ein Föllchen flieht vom Serde  
Auf die Wiesen, hellbestockt.  
Reine, funkelndste Erde,  
Sie dein Schimmer glänzt und lockt!

So die Gläsen traurig winken,  
Schwebt ein gold'ner Stern herab,  
Reiße Kreuze glüh'n und blinken,  
Ach, wie hell ist jedes Grab!

Geist Preuss.

**Abendstimmung.** Es will Abend werden. Ein warmer Abend, wie ich mich heute zu sein wünsche. Die dunklen Pappeln stehen still und gerade. Am Himmel ist ein zarter, schwacher Schein. Die Pappeln spiegeln sich in dem Wasser des Sees. Eine kleine Glöckchen liegt auf dem Spiegel, und an diesem Seilchen kommt das kleine Boot zum Vorschein. Die Pappeln spiegeln sich in dem Wasser, und das kleine Boot ist wieder. Und die dunklen Pappeln stehen still und gerade. In der Nacht ist es eine lange, dunkle Nacht, und das kleine Boot ist wieder. Die Pappeln spiegeln sich in dem Wasser, und das kleine Boot ist wieder.

Das ganze Bild hat eines Geistes in der Nacht. In der Nacht ist es eine lange, dunkle Nacht, und das kleine Boot ist wieder. Die Pappeln spiegeln sich in dem Wasser, und das kleine Boot ist wieder.

Das ganze Bild hat eines Geistes in der Nacht. In der Nacht ist es eine lange, dunkle Nacht, und das kleine Boot ist wieder. Die Pappeln spiegeln sich in dem Wasser, und das kleine Boot ist wieder.

des Problems — hier der abendlichen Winterstimmung — gelegt, so daß der Naturindruck, den der Künstler empfunden, in großen Zügen in unserem Bilde wieder erscheint.

**Die Bedeutung der Birke für Russland** wird in dem von Dr. E. Lehmann und Barbus herausgegebenen Buche „Das hungernde Russland“ (Stuttgart, J. G. W. Dies) folgendermaßen geschildert: Die Birke wird in Russland zu sehr mannigfachen Zwecken verwendet. Sie liefert das Bauholz. Sammlende Dörfer und der größte Theil der Städte — mit Ausnahme der Gegenden, wo der Wald schon vollkommen abgeholzt ist, und die Bauern ihre Häuser aus Lehm bauen — sind aus Holz gebaut und zwar vollständig: Fundament, Fassade, Zwischengänge, Fußböden, Decken, Dach, und zwar Alles im Hochhausstil, eine ungeheure Holzverschwendung! Dazu kommen auch die häufigen Brände, die oft ganze Dörfer betreffen und die die Birke wieder herstellen muß.

Dann verwendet man die Birke fast ausschließlich zum Feigen. Nicht nur sämtliche Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude, was bei dem langen Winter und der strengen Kälte allein schon ein ungeheures Quantum Holz erfordert, sondern auch ein großer Theil der Hofmöbeln, Lampenstiele und Stubenstühle werden mit Holz geheizt. Sämtliche Möbel und Hausgeräte sind von Birkenholz, vom Stuhl bis zum Kessel. Ein ausgehöhlter Birkenstamm dient als Hirschkorn, Nachträge, Zeitungsständer, Kuchenhölzer liefert die Birke. Das Feuertuchpapier ist Birkenholz, und welche Rolle die Birke spielt, geht daraus hervor, daß eine einzige Zellulosefabrik in Penja auf eigene Kosten eine zweihundertfünfzig Meilen lange Bahn bauen läßt, um die Abfälle besser auszuheben zu können.

Die Birke ist, wie der Thee, mit dem der Schiffer den aus der Birke gehauenen Einbaum kassiert, und der Bauer die hirsche Hölze des hirschen Wagens schmiedet. Das aus dem Birkenstamm destillierte Öl wird dem Talg und dem Fischeöl beigegeben und zum Leberthran verwendet, und der charakteristische Fischgeruch ist eben der Geruch des Birkenstammes mit Fischeöl. Aus dem Rinde der Birke macht der Bauer seine Schläuche und Röhren, der Bauernmann seine Sack. Aus der Rinde

werden die Tabaks- und andere Dosen verfertigt. Und dieser Baum, mit dem hier eine ganze Kultur aufgebaut ist, wird jetzt durch eben dieselbe Kultur ausgerottet, und dieser Raubbau rächt sich jetzt schwer an der bauerlichen Bevölkerung Russlands.

**Die Entstehung der Fjorde.** Die Frage nach der Entstehung der Fjorde ist vielfach erörtert. Ein Vergleich mit ähnlich zerprengten Küsten hat gezeigt, daß die Fjorde fast nur an Längsküsten vorkommen, d. h. an solchen Küsten, an denen Gebirgsketten nur in Vorgebirgen auslaufen und Thäler oder Ebenen zwischen sich freilassen. Solche Längsküsten finden sich zwar in allen Erdtheilen und in allen Zonen, aber Fjordbildungen giebt es außer in Norwegen nur an der Westküste Grönlands, an den nördlichsten und an den südlichsten Strichen der Westküste Amerikas und an der Westküste der südlichen Insel von Neuseeland. Man könnte auch noch die Westküste Britanniens dazu rechnen. Man findet demnach die Fjorde nur in dem kühleren Theil der gemäßigten Zonen, nie in dem heißen Erdgürtel und ferner stets auf der Westküste. Die Westküste ist aber in allen genannten Theilen die Regenküste. Man weiß aber auch, daß die Fjordküsten ehemals vergletschert waren. Auch sind diese schmale Meeresarme stets in sehr hartes Gestein eingeschnitten. Also werden die fließenden Gewässer und die Gletscher an der Aushöhlung der feilwandigen Thäler mitgearbeitet haben. Aber da man nur die inneren Theile großer Fjorde als reine Erosionsthäler ansehen kann, so müssen auch noch andere Ursachen für die Entstehung dieser merkwürdigen Thalbildungen gesucht werden. Die größeren Thäler sind schon im Aufbau des Gebirges, also tektonisch, vorgezeichnet oder durch Risse und Spaltungen bedingt. Hier sammelten sich die Wasseradern zu Flüssen und schufen die Flußthäler schon vor der Eiszeit oder zwischen den Eiszeiten. Aber in den Eiszeiten wurden durch die stärkere Gewalt der Eismassen die Thäler noch bedeutend vertieft und erhielten im Querschnitt ein Profil, das dem U gleicht, während das Profil der Flußthäler dem V ähnelt. (Aus: „Norwegen“. Von Professor Dr. Sophus Ruge. Völsfeld und Leipzig, Völsfeld & Klasing.)

Nachdruck des Inhalts verboten!